

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

213 (15.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Schneepflanzen im Sommer

Jeder Bergsteiger hat schon von einer Schneeflohe gehört; manche haben sie auch selbst gesehen, jene vielberühmten und oft beschriebenen Schneeflohen, den roten Schnee der Firnenfelder, der schon seit den Zeiten des Aristoteles bekannt ist, ohne daß den meisten seine wahre Natur klar wäre. Er ist eine Erscheinung des Sommers, denn vor Mitte Juni hat man ihn selten beobachtet; um diese Zeit jedoch sieht man, gewöhnlich nach lang andauerndem schönen Wetter, auf den höchsten Firnenfeldern ansehnliche Strecken mit sarem Karminrot überzogen, das an den Rändern gelblich erscheint, hier und da sich auch zu lebhafterer Färbung verdichtet. Schreitet man über solch ein rotes Firnenfeld, dann quillt es unter den Füßen auf wie Blut, so daß sich nicht wenige unheimliche Sagen an diese Erscheinung geknüpft haben. Sie kommt in allen Teilen der Alpen, wo ausgedehnte Firnenfelder zu finden sind, vor; man hat sie in den Savoyer und Walliser Bergen ebenso beobachtet wie im Berner Oberland. Ein berühmtes rotes Schneefeld bestand sich am Rhonegletscher; die Erscheinung kehrt wieder am Gärtnich und Säntis, an der Silvretta, in den Stubai- und Oetztales Bergen und im großen Firnengebiete der Hohen Tauern.

Nirgends jedoch liegt hier ein Wiedersehen von Alpenalpen oder von Blutstatten vor, wie die Sagen erzählen, wenn auch die Alpen viel unschuldig vergaßenes Blut widerspiegeln könnten, sondern fast stets ist es eine einseitige Pflanze, die der Botaniker als *Sphaerolobus nivalis* bezeichnet, die den Schnee bis zu einer Tiefe von etwa 5 Zentimetern in Millionen und aber Millionen Exemplaren durchzieht. Es ist eine sehr eigentümliche Lebensweise und ein sehr merkwürdiges Geschöpf, das sich ihr hingibt. Eine kleine Angel, die gewöhnlich in einer dünnen Hülle ruht, aber in den Stunden, da sich der Firnschnee erweicht und sich flüßigen stehenden Wassers auf ihm bilden, zwei Bewegungsstränge hervorstreckt, mit deren Hilfe das tierliche Ding, von dem etwa 50 auf 1 Millimeter gehen, ein Weichen umerschwimmt. Seine rote Farbe scheint ein Schutzmittel gegen intensives Licht und die Kälte zu sein. Am Nachmittag, wenn die laut murmelnden Gletschergewässer verstummen und der Gletscher für fast 16 Stunden zu seinem Eisfelsen, nur durch das Krachen der Gletscherpalten unterbrochenen Schmelzen zurückkehrt, versinken auch die Blutalpen des Schnees wieder in ihren Scheintod. Wo man sie sich nähert, ist schwer festzustellen. Sie arbeiten zwar im Hochlicht, sind aber in Bezug auf mineralogische Nahrung wahrscheinlich auf den tosenden Staub angewiesen, der sich aus dem Himmelsraum auch auf die höchsten und reinsten Firne herabstößt, so daß diese im Sommer nur zu häufig verstaubt und schmutzig aussehen.

Dr. R. S. Francé

Kapitalisten

Das goldene Kalb

Seit alttestamentarischen Tagen wird der Besitz des goldenen Kalbes verpöndelt und — angebetet. „Gähefisch“, denkt man, „aber Gold ist doch Gold.“ Und von Freude am Glanze überläßt, brügte man als kostbares Spielzeug goldene Mänsen. Das ist nach dem Weltkriege anders geworden. Im Zeitalter der neuen Sachlichkeit hat die uralte Menschheit einen genialen Einfall gehabt. Was das gelbe Metall erst ausmünzen? Man verwahrt es in riesigen Barren, unterirdisch eingelagert, fünfzigfach behütet und bewacht. Und sicher so das Wohlergehen der Völker. Wenn einige Flugschuladungen solcher Blöcke von London nach Paris verfrachtet werden, geht ein Zittern durch den Erdball.

Man sollte den Vätern der Idee je eine überreiche Felleumquelle spenden, ihnen aber gleichzeitig bei lebenslänglicher Zuchthausstrafe verbieten, sich dieser Quelle mit Schöpfgefäßen zu nähern. Vielleicht würden dadurch „Glück“ und Wohlstand einkehren. Denn an der meisten Währungsunterlage würde sich ja ein flüssiges Gegenstück anstellen.

Vorsorge

Der abgebaute Bankbeamte Ernst Dienke ist Vater von vier Kindern und Schwiegervater des berühmten Rechtsanwalts Wafal. Dessen einzige Tochter ist Veritas Frau. Almonatlich mindestens einmal fragt der Advokat den Vater seiner Enkel, wie er drei-

oder fünftausend Mark anlegen solle. Der hat längst alle Register aufgezogen, sein Fachwissen erschöpft. Außerdem: Wofür kann man heute bürgen, was rückhaltlos empfehlen? Also sagt er: „Gönne dir etwas dafür, Schwiegerpapa.“ — „Keinesfalls“, erwidert dieser fast entrüstet, „es ist für euch und die Kinder.“

Unterbesen verkleidert Vesta die Briefmarkensammlung aus der Jugendzeit, um die Miete bezahlen zu können. Und an die Unterrichtsanstalten, die seine Kinder besuchen, richtet er ein durch Latiachen erhärtetes Gesicht um Schulgeldnachschuß.

Die Ausreisegebühr

(Statt eines Epiloges.)

Holzrohthändler Holensicht hatte eine „Finanzoperation“ im Auslande zu erledigen. Es handelte sich um die Unterdrückung von hunderttausend Reichsmark, deren Gegenwert ihm in fremder Wäh-

rung stand. Da kam die Hundertmarkverordnung. „Ei der lauter sein“, schmunzelte er, „weil fürchterliches Hindernis! Ein Zehntel Prozent. Man sollte vor lauter Bewunderung einen zweiten Hundertmarkschein hernehmen und sich einen Fidius daraus drehen. Bei, würde die damit angelegte Zigarette munden!“ Schließlich hielt er es aber doch für überflüssig, „der Reichsbank etwas zu schenken“. Ja, als nüchterne Ueberlegung wieder bei ihm einsetzte, war, tat es ihm sogar um die eigentliche Babagebüßer leid. So ward er Mitglied eines Wandervereins, von dessen Vorbandenheit er vorher nichts gemerkt hatte. 10 Mark Eintrittsgeld, 8 Mark Jahresbeitrag. Das kann man sich schon leisten. Obendrein freut sich der Klub, gegen dessen Kassenebbe die ebenso einseitige wie mitleidige Regierung ein so unerhofftes Hilfsmittel erlangt.

Selbstverständlich wird es Salensicht nicht verfallen, sehr beiseiten seinen Wiederaustritt anzumelden.

Seinrich Minden (Dresden).

Das Zigarettenetui

Von Gina Stein

„Krrrring! Krrrring! Gregore Jarneau schritt zur Vorplatztür und öffnete. Auf der Stiege stand ein Bote vom Kaufhaus Doumel mit einem Paket.“

„Ach“, sagte Gregore ärgerlich, „das ist dumm. Sie bringen die Kravatten, die ich gestern gekauft habe, wieder macht es? Schizia Franken, nicht? Es ist so dumm. Ich glaube nicht, daß ich soviel Geld da habe. Nein, es reicht nicht. Ich wäre heute nachmittags vorbeigekommen und hätte alles abgeholt. Aber halt, warten Sie, kommen Sie mal rein, vielleicht finde ich drinnen noch den Rest.“

Der Bote trat ein und blieb auf dem engen, dunklen Vorplatz stehen. Gregore ging in das kleine Hinterzimmerchen, wo der Nähtisch seiner Frau stand. Vielleicht, daß sich in der Schublade, in der Gregore einige Habfelleiten aufbewahrt pflegte, etwas Geld fand.

„Ja, es fiel schwer, ledig die Franken hinzulegen für ein paar Kravatten, aber Martin Brigeon, Gregores bester Freund, der ihn und seine hübsche, kleine Frau fast allabendlich besuchte, hatte übermorgen Geburtstag, da mußte man schon etwas dranwenden. Mit einem goldenen Zigarettenetui, wie es sich der etwas eitle Martin schon seit Jahren wünschte und an dem auch Gregore, zugegeben, viel Spaß gehabt hätte, war es selbstverständlich nichts.“

Die Schublade war abgeschlossen. Gregore wunderte sich darüber, denn Gregore pflegte sie das ganze Jahr offen zu lassen. Gregore suchte lange nach dem Schlüssel und fand ihn endlich in Gregores Bett unter dem Kissen versteckt. In der Schublade lag in der Tat etwas Geld, mit dem Gregore den Boten bezahlte. Aber noch etwas anderes entdeckte Gregore in der Kiste, ein kleines, hohes, vierkantiges Kästchen, das in einen Seidenpapierbogen mit dem Firmenaufdruck des Juweliers Carbinet eingepackt war. Gregore zog die Schublade. Was mochte sie enthalten? Er konnte es sich nicht verlagern, nachzusehen, denn er war nun einmal neugierig geworden. Vorsichtig löste er Schnur und Hülle und hielt — ein blinkendes, ganz modern gearbeitetes, goldenes Zigarettenetui in der Hand, gestempelt, achzigbentärzig.

Gregore war blaß geworden, aber er bemerkte keine Erregung. Und als er ruhig nachdachte, begriff er vieles, das sich wüßigen Martin und Gregore zugetragen hatte, wenn der Freund bei ihnen in der Wohnung weilte oder er selbst ins Zimmer trat, wenn sich die beiden allein in der Studie befanden. Niemals hatte er sich bei all dem etwas gedacht. Es war zu schicklich! Freund nannte sich doch! Und was noch schlimmer war, das Ehepaar selbst hatte sich niemals einander Geschenke zu machen vermocht, weder an Geburtstagen, noch zu Weihnachten, dazu kannte es zu keiner Zeit, es war das eine Ueberreichtum zwischen ihnen, die nur ihren Verhältnissen gerecht ward, die es mit sich brachte, daß man hier in diesen zwei Wöchern in der Rue Corbier im vierten Stock lag, wo draußen vor den Fenstern die Stadtsüde alle paar Minuten entlang rieferten und mit ihren Rauch- und Staubmassen und hämmern dem Värm das trübe Leben noch mehr vergifteten. Und das hier? Gott weiß, wo Gregore das Geld aufgetrieben oder wie lange

er keine selbstverdienten Centimes beiseitegebracht und zusammengepart hatte, bis sie das luxuriöse Geschenk für den Liebhaber zu sehen vermochte.

Gregores Grimm wuchs. Am besten würde es sein, er ginge jetzt gleich in Martins Wohnung und jagte ihm ein paar Kugeln in die heuchlerische Brust.

Er ging an den Schrank und steckte seine Chipping-Pistole zu sich. Dann dachte er wieder ruhiger. Nein, jetzt noch nicht, er wollte noch warten bis zu Martins Geburtstag, wenn das Wunder die Dole aus der Westentasche zog. Gregore mochte dann gleich selbst dabei sein, wenn der edle Freund rüchelnd am Boden läge und verblutete. —

Aber weder an Martins Geburtstag, noch an den folgenden Tagen bemerkte Gregore bei seinem Freund etwas von einem neuen Zigarettenetui.

Dann kam ein Sonntag, Gregore und Gregore fuhren bei strahlendem Sonnenschein mit dem Dampfboot nach Suresnes, dem hübsigen Seinausgangsort. Sie fanden am Deck und schauten hinunter auf die großen, krausen, schaumgetränkten Wellen, die das Schiff hinter sich ließ und die sich weit, weit draußen wieder dem grünen Fußspiegel anpassten.

„Gregore“, sagte Gregore plötzlich und versuchte zu lächeln.

„Gregore! Ich muß dir etwas gestehen, bitte sie mir nicht böse. Ich... ich habe unter Blumen gebrochen. Ich habe dir etwas... aber ich doch nur nicht böse, ichan, ich habe vier Jahre lang jeden Tag einen Franken weggelegt, wie schicklich man einen Franken aus, es hat uns armützlich ausgemacht, ich wüßte doch, du kämst so sehr an einem... hier...“ Und sie richtete Gregore ein kleines vierkantiges Kästchen, das in einen Seidenpapier mit dem Firmenaufdruck des Juweliers Carbinet eingewickelt war. Gregores Hände kramten sich um das Schiffsgeleider. Dann kamen ihm die Tränen.

„Du mußt nicht weinen darüber“, sagte Gregore liebedeulich. „Nicht, Gregore, an einer Freude für dich lag mir mehr als an unierer Ueberreichtum.“

Aber Gregores Worte konnten ihres Mannes Tränenstrom nicht mehr aufhalten. Es waren Tränen der Scham und der Freude. —

„Liebste Blanche“, schrieb einen Tag später Gregore an ihre Freundin in der Stadt, „es bist dir alles nichts, du mußt mit noch einmal mit fünfzehnhundert Franken ausbleiben. Denke dir, neulich komme ich nach Hause, öffne meine Schublade und siehe! Dort, das Gregore an dem Paket mit dem Eui gemeint sein muß. Was blieb mir anderes übrig, als es ihm zu schenken. Der arme Martin! Nichts konnte ich ihm zu seinem Geburtstag geben. Aber bewegen soll er doch nicht um seine goldene Dole kommen. Sobald ich dein Geld habe, will ich eine andere kaufen und sie ihm schenken, wenn ich ihn das nächste Mal besuche. In Liebe Deine Gregore.“

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

Nachdruck
48 verboten

Erschienen im *Weser-Main-Verlag* (J. Kämpfer, Kassel)

Die Steffenwage war schon längst ungeduldig geworden. Das is ja kei Weib net, denkt sie, ein Arbeitsschlagel is 'n ei giers Fleisch. Da is kei Lieb.

„Ich muß mich verdrüde, Umboferin.“

„Wollt 'r dem Babbenheimer doch noch ei wenig uf 'n Pels rüde?“

„Nei, Umboferin! Ihr sagt ja selbst, daß er aus Freud an der Arbeit schafft. An Arbeit ist kei Himmel könnt be den Umboferin auch net nehme, selbst wann be jo erhascht hätt, daß 'r 'n mit Gold benagelt hätt.“

„Wo mer sei Arme süßt, da muß mer schaffen. Im Himmel draucht mer 's net. Wer hat im Lebe nie Zeit.“

Mit schnellen Schritten ging sie davon.

Auf dem Umboferin ging das nun so weiter, oben dämmerte der blöde Mann vor sich hin, unten rasmochte die Frau wie eine, die ohne Arbeit nicht leben kann. Zwar wick ein dummer Horn über ihren Mann und sich selbst nicht von ihr, aber ihr Blut strömte doch wieder rascher durch die Adern und war fast wieder so fieberheiß geworden wie früher. Nur in der Dunkelheit drühtete sie vor sich hin und dachte mit aufwühlender Sehnsucht an alle ihre Jugendtolleben. Ihre Augen waren nicht mehr so lauernd und ihr Mund nicht mehr so scharf. Voller war sie auch geworden, wieder von einer fressenden wohlhabenden Fülle, die anlockt und sich selbst genug ist. Warum sollte aus der einst ausgelassenen Orte eine traurige Bäuerin geworden sein? Ganz Wallen sagte, die Umboferin ist hüllisch stolz geworden, höchstens so einen antreibt. Für die Männer hatte sie kaum noch einen Blick. Keinen einzigen mochte sie mehr achten, auch den Babbenheimer nicht mehr. Der hätte doch gleich nach dem Unglück, das sie mit ihrem zweiten Mann gehabt hatte, zu ihr auf den Hof kommen können. Das hätte er. Aber er war auch ein Feigling, sonst wahrhaftig nichts. Das Leben war hinfirt nicht leicht für sie, für sie, die noch so starke, verlangende Kraft hatte. Schlimme Hunde, die sich nachts von der Kette reisen, um im Walde zu jagen oder die Schake in der Bürde zu ängstigen, haben bei ihrer Rückkehr am Morgen die Peitsche zu gewärtigen. Sie kann nicht mehr ihre wilden Sprünge machen. Aber sie hat zwei Pferde, die auf dem Aker geschont werden müssen. Darauf sieht sie. Auch einen schwarzen ungarischen Schäferhund hat sie, wie man keinen zweiten in

weiter Kunde findet. Ist ein schöner Sonntag ins Land gekommen, dann tuschiert sie mit den glänzenden Braunen ganz allein ins Land, und der große Hund trallt getreulich zur Seite. Wie eine Gräfin. In ihrer Jugend hat sie sich das schon einmal so ähnlich vorgestellt. Mit fliegenden Haaren auf dem Bod flühen, die stolze Schwibbepeitsche quer und geschlakt, daß die Pferde springen wie jagende Wolken. Alle Wanderer bleiben am Wege stehen, staunen und jagen, das ist die schöne Dorothä. Und kein Mann kann sich ihrer Macht entziehen. Ein Zipselchen von dem Traum ist wahr geworden.

Auf dem Hof arbeiten Mädchen, wie sie sonst keiner hat und Ernten kommen unter Dach, wie sie keiner macht. Die Meinung ihrer Nachbarn war ihr gleichgültig. Was wukten die mehr als sie? Nachmachen sollten die erst einmal alle, was bei ihr schon von Alltag gehörte. Das Getraue, Gefrösel und Gefriche auf den Ackerden umher. Da! Auch eine Landwirtschalt? Jawohl. Das Flügen und Eagen mit Stieren, die wenig höher sind als ein Weggerbund? Mutterwirtschalten für Spielkästen als Weihnachtsgeschenke. Um die Leute kann sich eine Umboferin nicht mehr kümmern. Sie hat vieles angehascht und geordnet, so wie es einst der Babbenheimer gewollt hatte, als ihr Erster noch lebte, der aber nicht zugeben wollte, daß ein Knecht etwas besser verstehen könne als sein Herr. Aber sie arbeitet nun so und kommt vorwärts.

Nur vor der Steffenwage hat sie Respekt und vor der Totenfrau, der dünnen Drine, hohle Angst. Alle anderen Wallener waren Luft.

Sie war eigentlich immer sehr erfreut, wenn sie hörte, daß sich die Leute mit ihr beschäftigten. Dabei wurde es ihr merkwürdig warm ums Herz, und ihre Kühnheit bekam neue Nahrung, ihr Stolz wuchs.

Einen Mann, der sich hätte herausnehmen dürfen, etwas auf dem Hofe zu sagen oder gar in ihre Lebensführung eingreifen zu wollen, den konnte sie nicht mehr brauchen. Höchstens so einen Dullerkopf, der wader tanst, sobald man ihn mit der Peitsche antreibt. Wenn ihr der Gedanke durch den Kopf gina, mußte sie lachen. Die Wallener konnten ihr alle gestohlen werden. Nirgends Unternehmungsgeist, nirgends Mut in die Zukunft. Bleiben wollen sie, was sie sind, weiter wollen sie nichts. Selbstverständlich geht auch hier die Straße der Welt vorbei, wer aber im Straßenaroben sitzen bleibt, der kommt nicht vorwärts. Da sammeln die kleinen Bauernwirtschalten eine Woche lang an der Sabne, die hier und da umherfliebt und ihr Butterkloß ist weiß und ohne angenehmen Geschmack. Der Buttermann gibt nicht viel dafür. Ihre Eier sind schmutzig und ungesund. Das Obst ist nicht auf zu verstehen. Der stebe Gott läßt alles so werden. Ihr Verschönerungskommissar läuft noch mit einer alten Schere, einem

verhohlenen Hornkamm und einem alten Messingast durch den Ort. Er spuckt den Bauern ins Gesicht, reißt die Seife über die Baden und schabt ihnen die Stopfen für einen Großchen von der Haut. Sie begreifen nicht, daß es um jo besser geht, je besser und vorausschaffender man arbeitet, daß es auf jedem Gebiet menschlichen Schaffens Fortschritt gibt. Geld ist nicht viel in den Säulern, aber Unzufriedenheit. Das Alte soll bleiben wie es bei Vater und Großvater war.

Die Umboferin hat Geld. Und trotzdem arbeitet sie noch so heftig. In ihrem Milchviehstall kann man von der Erde essen. Brauchen denn die Kühe wirklich so viel Licht und Luft? Alle Sonnabend fährt ihr erster Knecht mit sauberem ausgelesenen Eiern und sogenannter Gutsbutter in die Stadt. Ab, Gutsbutter! Ist Gutsbutterin. So eine Einbildung. Verkauf auch keine Schweine. Alles wird auf dem Umboferin flüßiggeschlachtet. Der Salsacker von Mischelsberg bejort das. Und die Städter sind jo einmüßig und reihen sich um die Gutslederwurst und die angeräuchernten Mettwürste. Die Städter mühten nur wissen, wie guttlos das Weib ist, wie sie aus jedem Apeltroken einen Zehnmarttschein machen will. Und dann so hochmüßig und hat doch einen Narren im Haus sitzen. Bleiben wollen die, was und wie sie sind.

Die stolze Umboferin fuhr an einem sonnigen Spät-Novembertag über Mondberg durch die Wälder. Am Morgen war dichter Nebel gewesen und sie hatte schon Angst vor der Vangeweise des Sonntags gehabt. Aus dem Ort kam ja so selten Besuch, und bei ihrem Mann zu sitzen, das brachte sie schon gar nicht über sich. Die Straße über Mondberg und halbwegs bis zum Kreisstädtchen war rechts und links von freundlichen Birken flankiert, die noch ihr goldenes Laub trugen, und führte in abwärtsgerichteten Wegen über die Waldberäde, kein Gebüß, und abgeben von Mondberg, kein Dorf beruhend. Dort, wo sich der Weg in das Tal senkte, bog links ein Sträßchen ab, das durch die Wälder, an der Waldmühle vorbei, wieder nach Wallen führte. Ueber dem Bach lag ein feiner weißer Dunst, der wie ein webender Schleier umschloß den Waldern hing. Von weitem schon sah sie mit großem Erstaunen große Stapel frischgeschmittenen Holzes bei der Mühle, und sie beschloß daher, bei dem Müller vorzusprechen. Sie lenkte auf den Feldweg, der unmittelbar an dem Wohnhaus vorbeiführte. Ach, da lag der Bestker auf einem Baumstamm und tauchte ein kurzes Pfeifchen. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, daß sie nicht zu der kranken Frau brauchte. Sie hielt bei dem Mann ihre Pferde an und fragte, was die vielen Kisten und Laten, die da so fürstlichlich aufgeschichtet waren, bebedeten. Mit selbstbewußten Worten erzählt der Müller von seinen neuen Plänen.

„Da is wohl der Babbenheimer auch da?“

(Fortsetzung folgt.)